Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

37. Jahrgang.

Nr. 14 **Bremen-Berlin, den 2. April** **1904**

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Neues Leben. Von O. Hartwich. — Beiträge zu einer Reform der Religion und des Religionsunterrichts. Von Hermann M. — Ein Frauenberuf. I. — Warum muß der Liberalismus Mission treiben? Von Max Gebhardt. — Kinder- und Jugendfreundschaften. Von Baars. — Rudolf Ehlers zum siebzigsten Geburtstag. Von Paul Mehlhorn. — Vom Büchertisch. An unsere Mitarbeiter.

Neues Leben.

2. Kor. 5, 17. Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur. Das Alte ist vergangen; siehe es ist alles neu geworden.

Wer begriffen hat, daß Form und Inhalt im Leben immer zweierlei sind, der wird sich nicht wundern über die Freudigkeit, mit welcher auch wir als Vertreter exakter Forschung und als Freunde naturwissenschaftlichen Erkennens die Osterbotschaft verkünden. Die Form des alten Osterglaubens, die Botschaft von einer leiblichen Auferstehung, geben wir getrost als etwas Unwesentliches preis; aber den Inhalt des Osterglaubens, die Gewißheit von der Unsterblichkeit und ewigen Vollendung Christi und aller derer, die seines Geistes Kinder sind, werden wir uns nie rauben lassen. Bei dieser Stellungnahme sind wir jedoch eine Rechenschaft darüber schuldig, worauf wir nun die Unsterblichkeitsbotschaft gründen wollen. Der Inhalt unseres Osterglaubens scheint Willkür zu sein, sobald die alte Auferstehungsüberlieferung nur noch als ein vergängliches Gewand christlichen Unsterblichkeitsbewußtseins angesehen wird. Allein, besäße die Christenheit keinen tieferen Grund für ihren Osterglauben, so müßte sie diesen von den Resultaten geschichtlicher und naturwissenschaftlicher Forschungen abhängig machen und wäre seiner sicherlich nie froh geworden. In der Tat hat denn auch die Osterbotschaft den größten Widerstand immer da gefunden, wo man einen Unterschied zwischen Form und Inhalt nicht gestatten wollte.

Aber gibt es denn einen Unsterblichkeitsbeweis? Wenn es den gäbe, so würden wir nicht von unserem „Glauben", also von einer persönlichen Überzeugung, sondern von einem „Wissen" reden. Wir wissen aber nur das Eine, daß durch die Resultate aller bisherigen Forschung die Möglichkeit einer ewigen Vollendung nicht erschüttert wird. Der Grund jedoch, warum die Christenheit von jeher an die Unsterblichkeit ihres Herrn und Meisters glaubte, dürfte in dem eigentümlichen Werte liegen, den Christus seinem Leben im Rahmen des göttlichen Waltens auf Erden zu geben wußte. „Neues Leben" brachte er der Menschheit, nämlich eine neue Lebensauffassung und damit einen neuen Lebensinhalt. Diese eigentümliche, neue Lebensgestaltung brachte es mit sich, daß man im Anschauen der Persönlichkeit Jesu an eine ewige Vernichtung nicht glauben konnte, sondern aus innerster Überzeugung Osterbotschaft predigte.

Worin anders aber hätte diese Predigt dann noch gipfeln sollen, als in der Aufforderung, teilzunehmen an dieser neuen Lebensgestaltung und um ihretwillen auch an die eigene Unsterblichkeit zu glauben!

Was ist das neue Leben, das Eigentümliche an Jesu? Er sah auf der einen Seite die wunderbare ewige Harmonie im Walten der Natur und Weltgeschichte, die niemand läugnen kann, so lange er diese Lebensgebiete in ihrer Gesamtheit überschaut; und Jesus glaubte in der Betrachtung dieser harmonischen Weltentwicklung an Gott als einen Vater. Er sah aber auf der anderen Seite auch, wie jene Harmonie im Großen doch überall durchbrochen wird von einer oft erschütternden Disharmonie im Kleinen. Grausam erscheint das Walten der Natur, grausam der Gang der Geschichte, wenn man das Einzelleben ins Auge faßt. Welch eine Kette von Kummer und Sorgen, von Gram und Enttäuschung, von Schmerz und Entsagung, von Jammer und Elend! Diese Lücke in der Harmonie des göttlichen Waltens fühlen und sehen wir alle, empfinden sie nur zu leicht als einen Beweis für die mangelnde Güte Gottes und klagen über Ungerechtigkeit des Schicksals. Auch Jesus sah die Lücke; aber vor seinem Auge konnte die Disharmonie im Kleinen die Majestät der Harmonie des Ganzen nicht verdunkeln. Ergriffen von dem Jammer der Menschheit, erkannte er, was jene Lücke im Schöpfungsplane nur bedeuten kann: gibt doch durch ihr Vorhandensein der Schöpfer dem Menschen die Möglichkeit, aus freiem Triebe an der schöpferischen Liebesarbeit teilzunehmen! Ergriffen von dem heiligen Drange, im Kleinen die Liebesarbeit mitzumachen, die der göttliche Vater im großen Ganzen treibt, ergriffen von der Sehnsucht, nach bester Kraft die Lücken zu schließen, die Gottes Liebe uns noch offen läßt, entdeckte Jesus die Fähigkeit des Menschen, ein Kind göttlichen Geistes zu werden und goß als erster mit vollem Bewußtsein göttlichen, ewigen Liebesinhalt in die sterbliche Erscheinungsform des Menschensohnes. Das war eine Wandlung in der Auffassung der Dinge und in der Gestaltung des eigenen Lebens, welche weltumwälzend wirken mußte, wenn sie verstanden wurde. Wer diese Wandlung mitmacht, ist mit jeder selbstsüchtigen Herzensregung grundsätzlich fertig, hat sich selbst und zugleich in sich die ganze Welt überwunden, ist „eine neue Kreatur", ein Mitarbeiter Gottes und wird für sich und seinesgleichen, in erster Linie aber für seinen Herrn und Meister, eine ewige Vollendung erwarten und verkünden.

Was gelten uns noch, nachdem wir diese Wandlung mit Jesu durchlebten, die alten Formen der Auferstehungsbotschaft? Wer will den noch an bloße Worte fesseln, der selber schon die Kraft des Unsterblichkeitsbewußtseins in sich

trägt? Mit Paulus meinen wir: „Das Reich Gottes besteht nicht in Worten, sondern in Kraft".

Bremen. O. Hartwich.

Beiträge zu einer Reform der Religion und des Religionsunterrichts.*)

Von Hermann M.

Unter allen Völkern der Erde finden sich Spuren religiöser Vorstellungen, Sitten und Gebräuche.

„In allen Zonen liegt die Menschheit auf den Knien
Vor einem Göttlichen, das sie empor soll ziehn."

Die Unsicherheit und Unbeständigkeit der irdischen Dinge, bei welcher auch der Glückliche die Wechselfälle des Lebens empfinden muß, weist den Menschen auf ein ewiges und unvergängliches Gut. Ein heiliges Ahnen, Sehnen und Hoffen zieht ihn zu einem Reiche der Geister, zu einer Welt jenseits des Grabes. Man kann die Magnetnadel aus ihrer Richtung bringen, aber zitternd sucht sie, sobald sie sich selber überlassen ist, den Nordpol, den Punkt, in dem sie allein Ruhe findet. So ist auch des Menschen Herz unruhig, bis es Ruhe findet in Gott.

Die Religion ist das Heiligtum, in welches die Völker der Erde die Schätze ihres Gemütes retten vor der rauhen Wirklichkeit der Dinge, wo alle Widersprüche des Lebens versöhnt werden, wo auch der herbste Seelenschmerz sich in linde Wehmut auflöst.

Die Religion bildet die Grundlage jeglicher Ordnung und des Friedens im Staate, sofern in ihr das Streben nach friedlicher Duldung anders Denkender und nach einem gemeinschaftlichen Zusammenwirken für das Werk menschlicher Nächstenliebe sich geltend macht.

Die Religion umspannt die ganze Philosophie des Volkes, alle Hingebung des Gemütes an das Ideale. (Hartmann.)

Ein Blick auf die Zeiten, in denen die Religion zu erlöschen drohte, kann uns die Wahrheit bestätigen, daß in demselben Maße, in welchem die Religion erstirbt, die roheste Selbstsucht wächst, der grausame Kampf ums Dasein in der menschlichen Gesellschaft wütet und einen wüsten Taumel der Genußsucht entfesselt.

Freilich wird der Zwiespalt zwischen Verstand und Herz so lange dauern, bis das Herz stille steht. Aber das Gemüt des Volkes ist noch zu echt und tief, um in den Lehren des Materialismus volle Befriedigung zu finden. Auch die soziale Frage ist ohne ein neues, mächtiges Erwachen des sittlichen Geistes nicht lösbar.

Die Religion begleitet uns durch das ganze Leben. Sie nimmt uns beim Eintritt in die Welt in Empfang, sie gibt uns den letzten Trost auf dem Sterbebette und zuletzt wird an unserem Sarge ihr Segenswort gesprochen. Das Gericht verlangt einen Eid, der auf religiöser Anschauung beruht. Auch der Herrscher erbittet sich den Schutz der Religion, er will Kaiser oder König von Gottes Gnaden werden. Der eigenen Majestät läßt die Monarchie überall wie ein Herold die Majestät Gottes vorangehen.

Wir dürfen es nie vergessen, daß in den religiösen Vorstellungen unser Volk alles in sich trägt, was von Poesie, von Sehnsucht nach einem Unendlichen in ihm schlummert. Aus der Quelle der Religion fließt ihm der Antrieb zum Guten, die Geduld im Leiden, der Trost im Sterben. Wir bedürfen einer Idealwelt als Zuflucht aus der oft so harten Wirklichkeit.

„Man baut leichter eine Stadt in die Wolken, als einen Staat ohne Religion." So fest dies steht, so sicher ist auch, daß man in keinem Unterrichtsgegenstand so wenig von wahrer Pädagogik entdeckt, als im Unterrichte in der Religion. Wer sie liebt und ehrt, denkt auf Mittel, die Religion in einer der Natur des Kindes entsprechenden, sie gewinnenden Weise zu lehren.

*) Vergl. Nr. 4 dss. Jhgs.

Der Grund, weshalb die Religion so wenig Früchte aufzuweisen hat, liegt vorwiegend darin, daß man in der Schule viel zu wenig in das volle Menschenleben hineingreift, das, wo man es packt, immer interessant ist, daß man sich zu viel mit theologischen Formeln zu schaffen macht, die das Herz kalt lassen und für die das Kind kein Verständnis hat. Sie sind für seinen Geist dasselbe, was unverdauliche Speisen für den Magen sind. Es ist nicht unsere Aufgabe, Dogmatik zu lehren und über spitzfindige, dogmatische Fragen zu streiten, vielmehr das sittlich-religiöse Leben zu wecken und zu klären.

Die religiösen Ahnungen, Gefühle und Empfindungen, die in der Kindesseele schlummern, zu kräftigen und zu gründen, das Nachdenken über religiöse Dinge zu wecken, die Jugend für die idealen Güter des Lebens zu begeistern, den Glauben an einen liebevollen Vater, in dessen Hände man sein Schicksal legen, dem man sein Leid klagen kann, in seine Seele zu senken, muß unsere heiligste Aufgabe sein. Wir müssen die künstliche Bahn des Systems verlassen.

Die meisten Lehrbücher enthalten einen Abriß der orthodoxen Dogmatik. Der Geist der theologisch-scholastischen Dogmatik hat in ihnen seinen Einzug gehalten.

Viele der kirchlichen Dogmen vertragen sich aber nicht mehr mit den Errungenschaften der heutigen Wissenschaft. Die wissenschaftliche Theologie hat die Unhaltbarkeit mancher theologischen Vorstellung vergangener Zeit dargetan. So gibt es beispielsweise selbst unter den konservativsten Theologen kaum mehr einen, der an die Persönlichkeit des heiligen Geistes glaubt.

Die einen, und es sind meist gerade die edleren Naturen, tragen oft zeitlebens den Widerspruch mit ihrer religiösen Bildung und Erziehung als ein langsam wirkendes Gift in ihrer Seele und verhehlen ihn als ein trauriges Geheimniß ihres Herzens selbst ihren besten Freunden; bei anderen führt der Kampf des erwachten Denkens mit den Anschauungen, die frühe schon in das junge Herz gepflanzt worden sind, entweder zu einem vollständigen Bruch mit dem Glauben und der Religion, oder zum religiösen Indifferentismus.

Wenn Christus zu seinen Jüngern sagt: „Der Geist wird euch in alle Wahrheit leiten", so können wir keinen Zeitpunkt festsetzen, in welchem wir die ganze und volle Wahrheit in den Besitz der Menschen übergegangen betrachten können.

Wir dürfen nicht mehr an das Dogma des Buchstabens des Bekenntnisses glauben. Die Bekenntnisschriften (Katechismen) sind mehr oder weniger wissenschaftliche Formen, unter denen die Theologie einer bestimmten Zeit zur Darstellung kommt. Sie können aber nicht als die Grenzpfähle bezeichnet werden, über welche hinaus ein Fortschreiten der Geister nicht möglich ist. Jede Überlieferung ist nicht bloß eine Gabe, sondern auch eine Aufgabe. Nicht durch starres und passives Festhalten des Gegebenen ist der Kirche gedient, sondern durch beständige Erneuerung und tiefere Ergründung desselben.

Von diesem Standpunkte aus ist es gewiß nur konsequent gedacht, wenn wir die konfessionellen Lehrbücher, die Katechismen, aus der Schule entfernt wünschen.

Wir verkennen nicht, daß diese Bekenntnisschriften unseren Vätern reiche Segnungen gebracht und in finsteren Zeiten als Leitsterne gedient haben.

Aber so manches, was wir als ein ehrwürdiges Denkmal der religiösen Entwicklung einer früheren Zeit betrachten müssen, paßt nicht mehr in den Rahmen unserer heutigen Weltanschauung.

Wir brauchen es nicht als unsere Aufgabe zu betrachten, die Formen, in denen frühere Geschlechter das religiöse Leben gegossen haben, ängstlich zu hüten.

Unser Glaube haftet nicht an Lehrsätzen. Christus selbst hat eine Dogmatik im eigentlichen Sinne des Wortes nicht gelehrt. Von seinen Aposteln lehrte jeder auf seine Weise, was er gehört und gesehen, und bis jetzt ist es noch

nicht gelungen, die verschiedenen Lehrtypen des neuen Testamentes in ein System zusammenzuschließen.

Christus hat keinen Satzungszwang auferlegt. Er hat das in jedem Menschen schlummernde Gottesbewußtsein erneut und belebt.

Ich erinnere dagegen beispielsweise nur an den mittelalterlichen Dualismus von Gott und Teufel, den unsere Katechismen so sehr betonen, an die magische und mythologische Vorstellung von der Gewalt des Teufels über das neugeborene Kind, an die mit fanatischer Schärfe geführte Polemik gegen die römische Kirche (die Messe eine „vermaledeite Ketzerei") im Heidelberger Katechismus, während doch die Abendmahlslehre Luthers der katholischen Anschauung nahe verwandt ist. Wer vermag sich vorzustellen, daß die Jünger beim Abendmahl, an welchem Christus leibhaftig unter ihnen saß, auch nur den Gedanken haben konnten, das Brod und der Wein, das er ihnen austeilte, habe sich in seinen Leib und in sein Blut verwandelt.

Es muß unser Bestreben sein, den Geist der Duldsamkeit in die Herzen der Jugend zu pflanzen. Die Schule soll ein Asyl des Friedens sein und alle Hadersachen aus ihrem Kreise ausschließen.

Bei aller Verschiedenheit der Konfessionen sollten wir Menschen uns immer mehr bewußt werden, daß wir Kinder eines Vaters sind, daß jeder von uns es als seine heilige Aufgabe betrachte, unserem Nebenmenschen dazu behülflich zu sein, daß er

„Die Schwere des Daseins ertrage
Und das ermüdende Gleichmaß der Tage."

Unsere Katechismen sind nun historisch betrachtet entweder Parteischriften gewesen oder sind es geworden. Nun liegt es im Begriffe einer Partei, ein Element der Spaltung in sich zu tragen. Wie sollten wir aber Spaltung und Parteigeist in ein Kindesherz legen wollen?

Insbesondere im vorigen Jahrhundert ist die Katechese zu einer Fragekunst geworden, deren Zweck war, durch Frage und Antwort die ethischen und dogmatischen Begriffe aus der Kindesseele heraus zu entwickeln.

Diese Methode hat in der Regel zum Verbalismus geführt. Das Kind hat nur das Wort, aber nicht die Sache verstanden. Es ist ein großer Irrtum, zu glauben, daß diese Begriffsbestimmungen ein Eigentum des Kindes werden.

Sokrates, von dem man die Methode der Entwicklung, der geistigen Hebammenkunst, Mäeutik, entlehnte, war der Überzeugung, daß jeder, der den Inhalt eines sittlichen Begriffes erkannt habe, auch darnach handeln müsse. Jede Tugend könne dadurch gelehrt und gelernt werden, daß ihr Begriff richtig entwickelt und erfaßt werde.

Wir haben aber die feste Überzeugung, daß wir durch Definitionen das Kind statt auf eine grüne Weide, auf eine dürre Heide führen. Da nun das Dogma nur das zerbrechliche Glas ist, in welchem uns die himmlische Arznei gereicht wird, und die Lehrsätze der Kirche in dem Kinde als totes Kapital liegen, auswendig gelernte, unverstandene Formeln sind, so haben wir im Religionsunterricht die sittlichen Grundgedanken der Religion zu betonen, die ihren tröstenden und heiligenden Einfluß das ganze Leben hindurch bewahren und bis ans Ende der Welt ihre Gültigkeit behalten werden.

Wir müssen die Jugend frühzeitig Blicke in das eigene Herz mit seinen verkehrten Neigungen tun lassen, Selbsterkenntnis wecken, in den Bildern des Menschenlebens der heiligen Schrift den Schüler sich selbst und sein eigenes, natürliches Wesen erkennen lassen, die Liebe zu Gott und zu unseren Nebenmenschen in das Herz des Kindes pflanzen.

Bei seinem großen Weltgerichte (Math. 25) will Christus nicht nach den Bekenntnissen fragen, sondern nach den Werken barmherziger Liebe. Nicht mit Unrecht sagt darum ein tiefsinniger, geistreicher Theologe, Richard Rothe, dessen ethische Vorlesungen ich vor vielen Jahren mit großem Interesse in Heidelberg gehört habe: „Wenn Christus heute erschiene ohne Titel und Würden, ohne Amtskleid, und nichts sehen ließe, als sein vom himmlischen Vater erfülltes Herz, wie viele würden an ihm die Merkmale nicht wahrnehmen, die in seiner Dogmatik stehen."

Das religiöse Leben besteht nicht in dem Glauben an gewisse Satzungen, sondern in einem Wandeln vor Gottes Angesicht und in einer treuen und gewissenhaften Erfüllung der göttlichen Gebote. Nicht äußere Werke, sondern die Gesinnung, aus der sie hervorgehen, die Lauterkeit des Herzens, gibt dem Menschen seinen Wert und führt wie auf einer Brücke über alle Klüfte hinüber, die die Menschen und Völker scheiden. Wir dürfen niemals Christi einfache Religion der Gottes- und Menschenliebe in eine dogmatische Christologie verwandeln. Der gesamte Religionsunterricht muß auf pädagogische Grundlage gelegt und das, was im Leben das Lebendigste ist, darf nicht von Anfang an als ein Totes mitgeteilt werden.

Wir glauben im Ernst an die Zukunft der Religion. Aber wir alle müssen es als unsere heilige Pflicht betrachten, an der Neugestaltung der Religion zu arbeiten. Wenn ein Uhrwerk seine Schuldigkeit nicht tut, dreht man aber nicht am Zeiger, sondern man sucht den Fehler drinnen im Werk. Die Religion muß im Einklang mit den gesicherten Ergebnissen der Wissenschaft sein, sie muß aus dem mittelalterlich getrübten Symbolausdruck in Legende und Dogma wieder zu sich selbst und zu ihrem lebendigen Wesen zurückkehren und wir hoffen und wünschen, es werde die Zeit nicht mehr fern sein, in welcher eine Verbrüderung der Wissenschaft und des Glaubens hergestellt wird. Wir wollen die Freiheit der Wissenschaft ebenso sehr als unverletzliches Eigentum des Geistes geschützt wissen, wie die Religion als ein Heiligtum des Gemütes.

Der Geist unserer Nation geht gleich jenem königlichen Geiste im Hamlet unter der Oberfläche der Tageserscheinungen seinen ernsten Gang und wird so lange seine Mahnung fortsetzen, bis die alte Schuld getilgt ist.

Und so sprechen wir denn getrost mit dem Reformator: „Die augsburgische Konfession, die schmalkaldischen Artikel und den Katechismus können wir nicht als strenge Gebote ausgehen lassen, auf daß wir nicht neue päpstliche Dekretalien aufwerfen. Es ist ein frei Werk um den Glauben, dazu man niemand kann zwingen. Man lasse die Geister aufeinanderplatzen und treffen."

Ein Frauenberuf.

Berufsorganisation der Krankenpflegerinnen Deutschlands. Gegründet 11. Januar 1903. Vorsitzende: Schwester Agnes Karll, Berlin W, Ansbacherstr. 2. Auskunft und Satzungen durch das Bureau: Bayreutherstr. 37, Gartenhaus I.

I.

Am 11. Januar 1903 wurde eine Berufsorganisation für Krankenschwestern gegründet. Seit Jahren haben sie in der Stille auf Hülfe von anderer Seite gehofft, denn ihr Beruf hielt sie in seiner bisherigen Gestaltung so völlig fern von allem öffentlichen Leben; die dauernde Überanstrengung machte sie so unfähig, selbst für ihre Interessen einzutreten, daß erst außergewöhnliche Ereignisse, nicht gerade sympathischer Natur, sie veranlaßten, aus ihrer Reserve herauszutreten.

Die Behörden hatten schon länger darauf gesonnen, wie manche der Klagen, besonders die über mangelhafte Ausbildung, zu beseitigen seien. Der steigende Mangel an tüchtigen Pflegekräften machte sich zu sehr geltend, und das geistige Niveau der eintretenden Schülerinnen sank zusehends. Für den Wunsch des Staates, Pflegeschulen zu errichten, liegt das Haupthindernis wohl in den nötigen großen Ausgaben bei den gerade jetzt ungünstigen Finanzverhältnissen. Sie sind also eine Frage der Zeit, trotzdem ihre Notwendigkeit anerkannt ist.

In Wiesbaden gab im letzten Oktober die Generalversammlung des Bundes Deutscher Frauenvereine den Schwestern die erste Gelegenheit, öffentlich das Wort in

ihrer Sache zu ergreifen, nachdem seit einem Jahr lebhafte Erörterungen der Schwesternverhältnisse durch die Presse, besonders die Fachblätter, gegangen waren. Dort wurde auch von Frau Professor Kruckenberg-Bonn zum erstenmal ausgesprochen, daß doch die Krankenpflege ein bürgerlicher Frauenberuf sei, unbeschadet der Entwicklung aus den kirchlichen Verbänden, und daß den Klagen nur durch Zusammenschluß in Berufsvereinen abzuhelfen wäre. Der letzteren Auffassung schloß man sich behördlich durchaus an. Die Vorarbeit war in Berlin seit Jahren begonnen, aber die Zustimmung dieser beiden Faktoren gab im Zusammentreffen mit lokalen Schwierigkeiten den letzten Anstoß zum Handeln. Man versuchte noch, um den Anfang zu erleichtern, den Schutz der behördlichen Mediziner zu gewinnen, aber die zu sehr Beschäftigten fanden nicht die Zeit zur Betätigung des lebhaft geäußerten Interesses an der Sache.

So gründeten dreißig Schwestern am 11. Januar 1903 die „Berufsorganisation der Krankenpflegerinnen Deutschlands". Hatten auch lokale Mißstände besonders zum Handeln gedrängt, so wurde doch von vornherein der Gedanke einer über ganz Deutschland gehenden Vereinigung klar und bestimmt ausgesprochen. Nur durch eine solche ist ein zielbewußtes, gemeinsames Eingreifen in die Verhältnisse möglich, und der im Pflegeberuf besonders nötige Wechsel in Ort und Art der Tätigkeit, der Ausgleich zwischen Krankenhaus, Gemeinde- und Privatpflege herzustellen.

Der Grundgedanke der Organisation ist etwa folgender: „Zunächst soll ein Sammelpunkt für die Hunderte von zerstreut arbeitenden, von den bestehenden Verbänden losgelösten Schwestern geschaffen werden. Dann muß man versuchen, in den neu entstehenden Krankenhäusern die Wünsche nach einer geregelten, ausreichend langen, alle Fächer des Berufs umfassenden Ausbildung durchzuführen, besonders die Schwestern in jeder Beziehung zu selbständigen Menschen zu erziehen. Nach Beendigung der Ausbildung sollte jede Schwester nicht mehr wie heute irgendwo in eine Tätigkeit kommen, wo gerade eine Pflegerin gebraucht wird, sondern man will durch den Sammelpunkt versuchen, jede an den Platz zu stellen, für den sie am besten geeignet ist. Denn in ihn selbst befriedigender Arbeit leistet jeder Mensch sein Bestes! Durch genügende Arbeitskräfte, Entlastung von zu viel grober Arbeit, die ebenso gut von ungeschulten Kräften besorgt werden kann, durch rechtzeitigen Wechsel in der Art der Tätigkeit und ausreichende tägliche Freizeit, muß verhindert werden, daß die Schwestern überanstrengt, in wenigen Jahren ihre Spannkraft völlig verlieren. Die Entwicklung des Pflegeberufs aus den kirchlichen Einrichtungen hat die Schwestern völlig aus dem Rahmen des täglichen Lebens gerückt, so daß man stets geneigt ist, sie mit besonders strengem Maß zu messen, ihr Tun und Lassen unter einem besonderen Gesichtswinkel zu sehen. Soll aber die Krankenpflege zum Lebensberuf der gebildeten Frau gestaltet werden, nicht nur ein Durchgangsposten sein, wie heute für so viele, so muß man sich bemühen, die Lebensauffassung der Schwestern wieder mit dem täglichen Leben ihrer Umgebung in Einklang zu bringen. Man soll nicht glauben, daß der ideale Wert des Berufs dadurch beeinträchtigt zu werden braucht. Die beste berufliche Pflegerin wird immer auch in Zukunft die sein, deren religiöses und charitatives Empfinden am klarsten ausgeprägt ist, und wer beides nicht hat, gehört kaum in einen Beruf, der unter allen Umständen an die ihn Ausübenden die höchsten sittlichen Forderungen stellt. Man soll nur den nicht in eine bestimmte Form zwingen wollen, der nicht hinein paßt, und allen den Spielraum zu innerer Entwicklung geben, dessen sie bedürfen. Wir leben im Zeitalter der Individualität, und in der Unterdrückung der Persönlichkeit durch die Form in vielen Pflegeanstalten ist eine große Schuld an dem auffälligen Hin- und Herfluten der Pflegerinnen zu suchen. In einem Beruf, der in den langen Dienststunden absolutes Zurücktreten der eigenen Persönlichkeit fordert, muß in ausreichender Freizeit Spielraum für dieselben geschaffen werden. Statt daß man geistige Interessen als Gegengewicht für so viel unvermeidliche Entbehrung pflegte, hat man dieselben oft ganz unterdrückt. Dadurch ist der bitter beklagte kleinliche Sinn der Schwestern untereinander, die oft gerügte Klatschsucht großgezogen. Gelingt es, den Schwestern die nötige Zeit und Aufnahmefähigkeit für Anregung durch Kunst, Natur und sonstige wohltuende Eindrücke zu schaffen, sie wieder zur Teilnahme an allen menschlichen Interessen zu bewegen, so wird man statt der Müden, Interesselosen, dadurch kleinlich denkenden — bald einen der heutigen Zeit besser entsprechenden Schwesternstamm bekommen. Es ist in der kurzen Zeit des Bestehens der Organisation kaum etwas so wohltuend ins Auge gefallen, wie die freudige Zustimmung der meisten, wenn in den Plänen für die Weiterentwicklung der Organisation derartige Gedanken laut wurden!

Warum muß der Liberalismus Mission treiben?

Liberalismus. Was ist das eigentlich? Ist's die freisinnige Volkspartei, ist's die freisinnige Vereinigung mit den Nationalsozialen, ist's der nationale, der konservative Liberalismus? O nein. Sein Vaterland muß größer sein. — Wir haben uns in den letzten Jahrzehnten daran gewöhnt, den Liberalismus mit bestimmten praktisch-politischen Forderungen zu identifizieren, mit der Bekämpfung der Zölle auf Vieh und Getreide, mit der Ablehnung überseeischen Landerwerbs usw.

Aber der Liberalismus ist doch von Hause aus mehr als ein Programm politischer Tagesfragen, das unter Umständen jede andere politische Partei auch aufnehmen könnte. Er ist eine ideale Lebensanschauung, in die der Geist Luthers, des Großen Kurfürsten, Friedrichs des Großen, Lessings, Schillers, des Freiherrn von Stein u. a. hineingehören. Es ist, so möchte ich sagen, der Geist des deutschen Volkes selbst, von Armin bis zu den Freiheitskriegern. Es ist die Grundlage des preußischen Staates. Der Geist ist immer noch da und bewegt unser Volk vielmehr als die Magenfragen der Sozialisten und die Machtfragen der Konservativen. Im Grunde denken die Edelsten und Besten unseres Volkes doch alle liberal. — Freilich, eine Erklärung für Liberalismus habe ich damit immer noch nicht gegeben. Eine Erklärung durch ein einziges Schlagwort dürfte sich wohl auch kaum finden lassen. So will ich die liberale Welt- und Lebensanschauung bestimmen durch die Güter, die diese Lebensanschauung will: Humanität, Toleranz, Aufklärung, Freiheit, Kultur. Wer diese Dinge aufrichtig und uneingeschränkt will, der ist liberal. Und diesen Liberalismus habe ich im Auge, wenn ich behaupte: Der Liberalismus muß Mission treiben, christliche Mission. —

Es ist ja leider wahr, was in Nr. 7 des Protestantenblattes am Anfang stand: „Wir wissen sehr wohl, daß die Liberalen von der Mission nicht viel wissen wollen". Ich habe oft nach Gründen für diese Antipathie gesucht. Ich glaube die Antwort gefunden zu haben. Sie lautet: Wo diese Abneigung vorhanden ist, da fehlt's am Liberalismus. Je weniger Liberalismus, desto weniger Mission. Je mehr Liberalismus, desto mehr Mission. Hier der Beweis:

1. Wer liberal denkt, der will die Humanität. Der will mit Goethe, daß „edel sei der Mensch, hülfreich und gut". Wer so denkt, wird allem, was unmenschlich ist, den Krieg erklären. Er wird nicht für das Wiederaufleben der Prügelstrafe, eher für die Abschaffung der Todesstrafe zu haben sein. Die Mißhandlungen in der Armee sind ihm ein Greuel. Ein liberaler Mann mag keine Juden hetzen. Er ist entrüstet über die Ausschreitungen in Kitschinew, über

die Ermordung der Armenier. — Und die Mission? Die christliche Mission? Was will sie denn, wenn sie nicht die heidnischen Unmenschlichkeiten abstellen will? Was will sie denn weiter, als ein Ideal des Liberalismus in der Menschheit durchsetzen? Und da sollten die Liberalen berechtigt sein, sich fern zu halten? Da sollten sie sich übertreffen lassen dürfen von Leuten, die im eignen Vaterlande illiberal sind?

2. Der Liberalismus ist der Wille zur Toleranz. Weil wir liberal sind, wollen wir keine Verfolgung um des Glaubens, um der Überzeugung willen. Wir wollen keine Protektion bestimmter Kunstrichtungen, keinen Gewissenszwang für Dissidenten. Jeder soll selig werden dürfen nach seiner Fasson. Darüber sind wir einig. Aber von dieser Grundlinie aus erhebt sich der Einwand gegen die christliche Mission. Man sagt: Warum wollt ihr den Leuten nicht ihren Glauben lassen? Wie kommt ihr dazu, den Heiden euer Christentum aufzudrängen.

Der Einwand ist berechtigt gegen eine gewisse Art des Missionsbetriebes, die, wie der Trunkenbold, Bischof Anzer in China dafür arbeitete, daß Kriegsschiffe zum Schutze der Mission oder zur Rache für erlittene Übel der Missionare ausgesendet wurden. Das muß selbstverständlich sein, daß unsere Missionare hinausziehen wie die ersten Apostel, bereit, zu dulden und zu sterben, ungerächt. Aber man darf die mit Recht geforderte Toleranz doch nicht so verstehen, als müßten wir unter allen Umständen die Heiden Heiden sein lassen, dürften sie nicht lehren, bessern, bekehren. Das freie Wort, das auf dem Wege der freien Überzeugung Menschen gewinnt, ist kein Unrecht, keine Intoleranz. Sonst kämen wir ja zu dem Grundsatz laisser faire, laisser aller, ja unsere Toleranz bekäme einen merkwürdigen Beigeschmack von quieta non movere, von der konservativen Grundanschauung. — Außerdem, die Vorstellung ist ja ganz falsch, als wäre Christentum und christliche Mission ein Unternehmen, neue Lehren unter die Heiden zu bringen. Christentum ist Leben, Liebe, Hülfe, Rettung. Und Toleranz ist doch auch ein Gutmeinen mit den Leuten, eine Liebe. Also, im Namen des Christentums, wie im Namen der Toleranz wollen wir möglichst verhindern, daß den Chinesenmädchen die Füße verkrüppelt, daß Kinder verkauft, ausgesetzt, getötet werden. Bei solcher Liebesarbeit nicht mithelfen zu wollen — das wäre nicht tolerant.

3. Der Liberalismus ist der Wille zur Aufklärung. Hier scheidet sich so recht die liberale von der konservativen Weltanschauung. Auf jedem Gebiete, ob es sich um die Jugendbildung, die Volksbildung, die Frauenbildung, um die Wissenschaft, um die Kunst handelt, predigt der Konservatismus: „Nicht zu viel Lehre, nicht zu viel Wissen! Vorsicht!“

Dagegen nennen wir Luther einen liberalen Mann, weil er dem deutschen Volke die deutsche Bibel in die Hand gegeben hat. Und wir sind stolz auf die allgemeine Schulpflicht, die der deutsche, protestantische Liberalismus durchgesetzt hat. Von liberaler Seite wird die Pflege der Volksschule, die Fortbildungsschule, die weiteste Volksbildung, das Mädchengymnasium, das Recht des Frauenstudiums gefordert. Wir sind stolz auf unsere Universitäten und halten es für unsere Pflicht, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung ins Volk hineinzutragen. — Nun, und darum müssen wir Mission treiben. Darum müssen wir Ja und Amen sagen zu dem Wort: „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und alle zur Erkenntnis der Wahrheit kommen.“ Darum müssen wir eintreten in den Kampf der christlichen Mission gegen heidnischen Aberglauben, gegen Hexerei, Gespensterfurcht usw. Wir müssen mithelfen an der Errichtung von Missionsschulen, an der Schriftenverbreitung.

4. Der Liberalismus ist der Wille zur Freiheit. Nicht Roß, nicht Reisige sichern die steile Höh', wo Fürsten stehen. Die Liebe des freien Mannes ist uns die beste Stütze des Thrones. Und wer, wie ich, jahrelang inmitten einer polnischen Bevölkerung gelebt hat, die noch immer die alte Furcht vor dem Pan im Herzen trägt, der weiß, daß in der Tat nicht die freie Persönlichkeit zu fürchten ist, aber die Sklavenseele, die plötzlich herausgekommen aus ihrer Furcht vor dem Pan, an Zügellosigkeit nicht zu überbieten ist. — Weil wir liberal sind, fordern wir Freiheit für die Persönlichkeit. Wir wollen keine Sondervorrechte einzelner Klassen und Stände. Darum treten wir ein für die moderne Frauenbewegung. Wir fürchten die freie Frau nicht. Wir hoffen von der Mitarbeit der freien Frau im öffentlichen Leben mehr als von dem Klatsch der Kaffeedamen und Gesellschaftsweibchen. Wir achten die Frau, die sich von traditionellen Fesseln, vielleicht sogar vom Korsett befreit, und nehmen sie ernsthaft, als menschliche Persönlichkeit, gleichberechtigt dem Manne.

Wenn sich nun auch die Kirche konservativen Interessen dienstbar macht, der freien Forschung auf der Universität zu wehren sucht, und dadurch viel Abneigung gegen sich großgezogen hat unter unseren Liberalen, so ist doch die Kirche nicht das Christentum. Christentum ist die größte Geisterbefreiung, die die Menschheit gesehen. Und noch immer, wohin die christliche Mission dringt, dringt auch die Freiheit. Da verschwinden die Parias, die Sklaven. Da werden Frauen, die noch heute überall im Heidentum eine halbe Ware sind, zu menschlichen, freien Persönlichkeiten. Darum ist der Liberalismus zur christlichen Mission verpflichtet.

5. Es bliebe noch eins: Der Liberalismus als Wille zum Kulturfortschritt. Das ist doch selbstverständlich, daß wir nicht die Kultur meinen, die nur handeln will, um zu verdienen, mit Patronen, Opium, Branntwein, wenn's nur Profit abwirft. Wir meinen die Kultur, die den Menschen kultiviert, ihn belehrt, bessert, ihm hilft. Wir wollen doch die Kulturgüter, die wir genießen, hinaustragen. Wir wollen den Heidenvölkern das Beste bringen, das wir haben, alle unsere Ideale. Aber das Beste, das wir haben, ist eben doch das Christentum mit seiner Achtung der Einzelpersönlichkeit, seiner Verpflichtung zum Frieden für alle Menschen, dem Ideal des höchsten, besten Menschenlebens, das uns in Christus gegeben ist.

Also, die christliche Mission ist Pflicht für den Liberalismus. Es sind seine eignen Gedanken, die wir in der Mission wiederfinden. Nicht hintendran, sondern vor die Front gehört der Liberalismus. — Woher nun trotz alledem die Abneigung unsrer Liberalen gegen die Mission? Wenn ich unhöflich sein wollte, würde ich sagen, weil unsre Liberalen es fehlen lassen am Liberalismus. Ich glaube kaum, daß ich damit etwas Unwahres behaupte. Denn es ist mit dem Liberalismus wie mit dem Christentum. Viele behaupten Christen zu sein, aber sie sind es nicht. Sie sind es nicht konsequent.

Aber etwas anderes kommt hinzu, und das gibt wohl den Ausschlag. Wenn ich von meinen eignen Empfindungen ausgehe, so kann ich nicht behaupten, daß die Begeisterung für die Mission mir angeboren ist. Ich habe lange Zeit gebraucht, an der Mission Geschmack zu finden. Es ging mir, wie es vielen geht, denen die Mission bekannt wird unter der Protektion der Kirche, derselben Kirche, die dem liberalen Theologen keine Mutterliebe entgegenbringt, höchstens Stiefmutterliebe. Da ist man mißtrauisch, wie wir liberalen Theologen mißtrauisch sind gegen die Bücher, die unsere Konsistorien empfehlen, gegen die innere Mission, von der die ungerechtesten Entrüstungsstürme gegen uns ins Werk gesetzt werden. Größer aber als das Mißtrauen der liberalen Theologen ist das Mißtrauen der liberalen Gemeindeglieder. Man hat von seiten der Kirche in den politischen Wahlkämpfen gegen sie Partei ergriffen. Man hat das Schlagwort „christlich-konservativ“ erfunden. Man hat gegen den bösen Liberalismus gepredigt genau so, wie man jetzt noch immer gegen die „umstürzlerische Sozialdemokratie“ predigt. Da ist nun das Mißtrauen groß. Und alles, was nach Kirche und Orthodoxie klingt, erweckt Antipathie. — Aber es ist Zeit für den Liberalismus, zu wissen, daß der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein kein

Günstling der hohen Konsistorien ist. Es ist Zeit für den Liberalismus, den geistesverwandten Männern in der Kirche die Hand zu reichen. Es ist eine Ehrenpflicht unsrer Liberalen, die Kirche Christi in Japan und China, die wir bauen, mitzubauen.

Hirschberg. Max Gebhardt.

Kinder- und Jugendfreundschaften.

„Sehr oft, wenn unser Freund die ehrliche Absicht hat, uns zu unterstützen und sich auch bemüht, es zu tun, vermag er dennoch nicht zu erfassen, was wir wirklich brauchen und was nötig ist, um uns auf dem selbstgewählten Wege weiter zu bringen, sondern besteht vielmehr darauf, daß wir seinen Weg einschlagen sollen und schilt uns unverbesserlich, weil wir es nicht wollen und nicht können. So kommt es, daß die Menschen einsam nebeneinander stehen; keiner will seinen Nächsten unterstützen und jeder hat sogar eine defensive Haltung anzunehmen, damit sein Nachbar ihm nicht hinderlich sei!" Liegt nicht in diesen Worten Carlyles eine, oft schmerzlich empfundene, Wahrheit? Sprechen sie es nicht aus, warum wahre Freundschaft so selten ist? Dem, was wir als Männer und Frauen Freundschaft nennen, fehlt es doch oft am besten. Bei ernstlicher Probe versagt sie. Gerade da, wo man so schnell mit dem Namen Freund, Bruder, Schwester bereit ist. Wir suchen uns Freunde, um für uns — häufig in rein irdischen Dingen — einen Vorteil zu gewinnen. Wir schließen uns zu kleineren oder größeren Gemeinschaften zusammen, um gemeinsame Interessen zu fördern, d. h. wieder, um unsere Sache zu fördern. Ich bin weit davon entfernt, das zu tadeln oder auch nur gering zu schätzen, aber Freundschaft sollte mans nicht nennen. Zuweilen sind es umgekehrt gemeinsame Interessen, die uns zusammenführen. Der gleiche Beruf, die gleiche gesellschaftliche Stellung. Ist da z. B. der Name „Bruder" ohne weiteres berechtigt? Steht mir ein Mensch darum näher als ein anderer, weil er mein Kollege ist? Oft ist es noch viel weniger. Der Vereinsbruder — bei unserem heutigen Vereinsleben — ist eine recht zweifelhafte Erscheinung. Und wo — etwa am Stammtisch — die Freude am gleichen „Stoff" die Männer zusammenführt, während die sonstigen Interessen weit auseinanderliegen, steht die „Freundschaft" zumeist auf recht schwachen Füßen.

Das ist ganz natürlich. Freundschaft ist die innige Verkettung von Menschenherzen, die, in Treue verbunden, für- und miteinander schlagen. Freundschaft ist nur möglich, wo die Seelen ganz und wahrhaft dem Guten und Wahren ergeben sind. Freundschaft ist nur unter edlen Menschen denkbar. Von Freunden gilt das schöne Wort, das einer einmal von der rechten Ehe gesagt hat:

„Das ist die rechte Ehe
Wo zweie sind gemeint,
Durch alles Glück und Wehe
Zu pilgern treu vereint.
Der eine Stab des andern
Und süße Last zugleich,
Gemeinsam Rast und Wandern,
Und Ziel das Himmelreich."

Auch Freundschaften werden im Himmel geschlossen. Wieder spricht Carlyle treffend aus, wie ich das meine: „Schaue in das Antlitz deines Bruders, in die Augen, wo das milde Feuer der Güte strahlt, oder in die, wo die grelle Flamme des Zornes lodert, und fühle, wie deine eigene so ruhige Seele stracks unwillkürlich von einer ähnlichen Flamme entzündet wird und ihr einander anstrahlt und anleuchtet, bis alles eine einzige grenzenlose, zusammenfließende Flamme (von umfassender Liebe oder von tödlich packendem Hasse) ist, und dann sage, welche wunderbare Kraft vom Menschen zum Menschen übergeht."

Darum ist Freundschaft im höchsten Sinne des Wortes auch nur unter wenigen möglich. Die Allerweltsfreundschaft ist das Gegenteil von ihr, entweder das Zeichen von Weichlichkeit oder Unzuverlässigkeit. Wer starken Willens ist und ein ganzer Mensch, hat wenig Freunde. Je höher er steht — in seinem inneren Wert — je weniger. Die Schwierigkeit, Freunde zu gewinnen und anderer Freund zu werden, liegt doch im letzten Grunde in uns. Sie ist um so geringer, je mehr wir durch Erziehung und Erfahrung im Bunde mit eigener Arbeit an uns die Selbstsucht überwunden, je mehr wir begriffen haben, daß wir dazu da sind, anderen Gutes zu tun, anderen zu dienen und nicht, uns dienen zu lassen. (Mark. 10, 45.)

Erscheint uns Freundschaft nun als ein hohes Gut, als ein wesentliches Moment in der Humanisierung der Menschheit, so müssen wir unsere Kinder auch nach dieser Seite hin beobachten und erziehen.

Nicht nur deshalb, weil aus Jugendfreundschaften dauernde werden können, sondern vor allem, weil sie die Möglichkeit vermehren, daß Freundschaften unter Erwachsenen entstehen.

Kinder haben im allgemeinen die Fähigkeit und das Bedürfnis, sich an andere anzuschließen. Geschieht das zunächst und zumeist auch planlos, es liegt doch tiefer Sinn auch in diesem kindschen Spiel. Das Kind muß Genossen haben, die seine Freuden und Leiden teilen. Es will seine Schätze zeigen und andere bewundern, es will sich aussprechen über gewonnene Eindrücke, will mit anderen lachen, spielen, auch streiten und kämpfen. Da wählt es unter seinen Gespielen auf der Straße, im Kindergarten, in der Schule. Und zwar wählt es ohne Rücksicht auf Stand und Rang. Es sieht den Kameraden nicht darauf an, ob sein Vater reich ist oder arm, ob die Eltern miteinander verkehren, ob sie „gesellschaftlich" zueinander passen. Es wählt lediglich mit seinem Herzen. Es sind törichte Eltern, welche sich darüber ärgern, wenn ihr Kind das Kind des Ärmeren, des Untergebenen, oder des Reichen, des Vorgesetzten mit ins Haus bringt, mit ihm seine Bilderbücher besieht, mit ihm umhertollt, mit ihm seine Kuchen oder sein Butterbrot teilt. Es ist mehr wie Eitelkeit und Kurzsichtigkeit, wenn sie hier schon ein Standesbewußtsein großziehen und ihrem Kinde die „passenden" Gespielen zuweisen. Selbstverständlich gilt das nicht, wenn es sich um solche Kinder handelt, die einen entsittlichenden Einfluß ausüben können, obgleich auch darin man sich vor übertriebener Ängstlichkeit hüten sollte.

Je mehr man dem Kinde seine Freiheit läßt, um so sicherer wird es seine Wahl treffen. „Gleich und gleich gesellt sich gern" wird sich dabei ebenso bewahrheiten wie „Gegensätze berühren sich". Kinder haben ein sehr feines Gefühl, wenn sie nicht verbildet sind und sehen oft viel tiefer als die Eltern. „Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt."

Es ist ein Jammer, wie viele beginnende Kinderfreundschaften durch äußere Einflüsse, durch die sozialen Gegensätze im Keime erstickt werden. Ausnahmen sind dann um so erfreulicher. Es kommt oft genug vor, daß Kinder trotz der größten Schwierigkeiten Treue halten und den aufgedrungenen Freund beharrlich abweisen.

Aus Kindern werden Jünglinge und Jungfrauen, aus vielen Kinderfreundschaften Jugendfreundschaften. Aber diese bilden sich auch, ohne daß die Kinder sich kannten. Welchen Wert sie haben, kann wohl jeder bezeugen. Auch wenn die Lebenswege später auseinander gingen, das Bild der Jugendzeit hat seine schönsten Züge, seine bleibendsten Eindrücke durch die Freundschaft bekommen, die wir gaben und empfingen. Die Schulzeit, die Universitätsjahre, die Zeiten des Lernens, Werdens und Wachsens, — wenn unsere Erinnerung an sie aufsteigt, gesellt sich uns im Geiste manch liebes Gesicht, manch liebes Menschenkind, mit dem wir gemeinsam lernten und uns vergnügten, schwärmten und glaubten an schöne Ideale. Aus der Freundschaft mit Gleichgestimmten haben wir die lebendigsten Antriebe zu frohem Lebensgenuß und zu ernster Arbeit empfangen. Wie viel verdanken wir Freunden und — Freundinnen! Es ist jammerschade und ein trauriges Zeichen der Zeit, daß

konventionelle Sitte und ungesunde Frühreife die Freundschaft der verschiedenen Geschlechter so oft unmöglich macht. Der harmlose Verkehr zwischen heranwachsenden Knaben und Mädchen hat neben seinem idealen auch ganz bedeutsamen erziehlichen Wert. Wohl dem Knaben und Jüngling, der Schwestern hat und in ihnen Freundinnen gewinnt. Er lernt schon früh das weibliche Geschlecht achten und bleibt vor mancher „Jugendtorheit" (um keinen schärferen Ausdruck zu gebrauchen) bewahrt. Gesegnet die Häuser, die harmlos heiterem Verkehr der männlichen und weiblichen Jugend sich öffnen. Gesegnet die Mütter, die nicht ihre Lebensaufgabe darin sehen, ihre Töchter möglichst schnell an den Mann zu bringen, sondern ihnen so lange wie irgend angängig unter ihren Augen den Verkehr mit gesitteten jungen Männern frei gestatten.

Endlich sei noch der Vereinigungen von Jünglingen und Jungfrauen gedacht, die teils unter Leitung Erwachsener (z. B. Jünglings- und Jungfrauenvereine), teils unter eigener Leitung stehend (z. B. die Studenten-, auch Schülerverbindungen), eine nicht immer geringe Bedeutung für die Entstehung von Jugendfreundschaften haben.

Mir will allerdings scheinen, als ob oftmals der Schaden größer als der Nutzen wäre, wenn sie nämlich entweder als Mittel zu einem bestimmten Zweck betrachtet werden oder unter der Geißel des Alkohols bloße Kneipgesellschaften mit sehr schlimmen Nebenerscheinungen sind. Doch möchte ich ausdrücklich betonen, daß auch hier Ausnahmen die Regel bestätigen.

Wertvoller jedoch scheinen mir die Vereinigungen, welche aus der Jugend selbst herauswachsen. Meistens haben sie eine sehr beschränkte Mitgliederzahl. Ich denke an das Zusammenschließen von jungen Menschen zu ernsten und idealen Zwecken. Pflege von Kunst und Wissenschaft, gemeinsame Beschäftigung mit den Erzeugnissen der klassischen Literatur u. a. m. ist oft der Weg zu echter und dauernder Freundschaft. Auch unter den Kränzchen der jungen Mädchen mag es manch eine wahrhaft edle Vereinigung geben, wenn ich im allgemeinen ihnen auch etwas skeptisch gegenüberstehe.

Das Schönste aber ist, wenn sich zwei junge Menschen — des gleichen Geschlechtes — nahe treten und ihre Herzen sich zum dauernden Bunde vereinen. Wenn Vertrauen und unbedingter Glaube aneinander, in Freude und Leid erprobt, ein unzerreißbares Band schlingen, das Band der Freundschaft, die ein Ineinanderaufgehen ist, ein Zusammenleben zweier reiner, edler Seelen. Das ist ein herrlicher Anblick. Und wer es genossen hat, preist es als das schönste Glück seiner Jugend.

Treue halten können — das ist Freundschaft. Unsere Kinder können es lernen. Versäumen wir nicht, ihnen dazu die Wege zu ebnen, hüten wir uns, Werdenvollendes zu stören.

„Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein
— — — — — — — —
Mische seinen Jubel ein.
— — — — — — — —
— — — — — — — —
Der, wer's nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus unserm Bund."

Einen wahren Freund, wahre Freunde haben, ist ein großes, vielleicht das größte Erdenglück. Es ist dasselbe, wie ein wahrer Freund sein, denn eins ohne das andere ist unmöglich: Gönnen wir's unseren Kindern, damit ihre Jugend reich werde an Glück, damit sie unter dem Sonnenschein solchen Glückes heranreifen zu Männern und Frauen, die es kennen und können: Freundschaft pflegen.

Vegesack. Baars.

Rudolf Eylers

zum siebzigsten Geburtstag.
(30. März 1904.)

Welch frohbewegtes Festgedränge
Durchwogt Dir heut das stille Haus!
Dich grüßen fromme Chorgesänge,
Und Freunde gehen ein und aus;
Glückwünschend naht Dir die Gemeine,
Der Geist und Herz Du, Kraft und Zeit
Vom Mittagsglanz zum Abendscheine
In zäher Treue hast geweiht!

Es schwirrt der Draht, Brieftauben tragen
Dir Grüße zu von nah und fern:
Von vielen, die in Kampfestagen
Auf Deine Losung lauschten gern,
Die von Dir lernten, die zum Lichte
Und Frieden Deine Glocke rief, —
Die je auf Deinem Angesichte
Gelesen Gottes Adelsbrief!

Voll Inbrunst danken seiner Güte,
Die Dir am engsten sind vereint,
Daß Lenz, der siebzigmal Dir blühte,
Noch leuchtend aus Dir widerscheint.
Auch Unsichtbare schaut die Liebe,
Entrückt nach kurzem Erdentraum:
So hat im festlichen Getriebe
Dein Zimmer auch für Engel Raum!

Aus lichten Höh'n zwei edle Geister
Herniederschwebend nahen Dir:
Er, aller deutschen Dichter Meister,
Auf immer Frankfurts höchste Zier,
Und er, die Stirne voll Gedanken,
Das Auge hell von Himmelsglanz:
Sie weih'n, aus Immortellenranken
Gewunden, Dir den Ehrenkranz!

Spricht Goethe: „Weiten Blickes lehrend
Ausstreust Du lebensvolle Saat;
Das Unerforschliche verehrend
Pflegst Du ein Christentum der Tat;
Du achtest jedes frische Werden,
Nichts Menschlich-Reines trifft Dein Bann;
Fest steht Dein Fuß auf Gottes Erden,
Flammt auch die Sehnsucht himmelan!"

Und Rothe spricht: „Nur freie Treue
Ist wert mir: Du hast sie bewahrt!
Du prägest altes Gold auf's neue,
Im Denken kühn, im Fühlen zart.
Dir blaut hoch über Kirchturmspitzen
Das Gottesreich unendlich weit;
Aus vollem Leben siehst du blitzen
Auch frommbeseelte Sittlichkeit!"

So raunen sie in Geistestönen
Dir weihevoll heut ins Gemüt.
Nicht winken sie, um schon zu krönen
Dich dort, wo neue Jugend blüht:
Sie grüßen segnend nur hernieder
An diesem dankdurchhallten Tag,
Dem noch, vom Klange neuer Lieder
Umrauscht, manch goldner folgen mag!

Paul Mehlhorn.

Vom Büchertisch.

Die neue Kunstkritik. Von Ludwig Bräutigam. Kassel. Georg Weiß, Verlag. 1904.

Der Verfasser weist an verschiedenen Beispielen nach, daß die Kritik sich oft ablehnend gegen neue Erscheinungen der Kunst verhalten hat, weil sie, in Vorurteilen befangen, den wirklichen Wert der neuen Kunstschöpfungen verkannte. Selbst unsere Heroen, wie Goethe und Wagner, mußten sich das Gekläff der Kritiker gefallen lassen. Mit „Lachkabinett" bezeichnete man den Raum in der Bremer Kunsthalle, in dem die Worpsweder Maler zuerst ihre Gemälde ausgestellt hatten. Die Dichter haben sich mit bitterer Satire gegen die Auslassungen einer unbilligen Kritik gewandt, so schrieb Sudermann „Die Verrohung der Kritik", und der Komponist der Meistersinger belustigt sich in dieser Oper über die bornierten Kunstrichter, die an den hergebrachten Regeln kleben. Mit der neuen Kunst in den letzten Jahrzehnten ist in der Kritik eine Umwälzung vor sich gegangen. Jedes eigenartige Kunstwerk ist nach neuen Gesetzen geschaffen, welche eben diejenigen Kunstrichter nicht begreifen, denen die alte, in Mode stehende Ästhetik ein heiliges Vermächtnis ist. Freilich zeigt auch die jetzige Handhabung der Kritik in einzelnen Zeitungen Auswüchse, welche im Interesse der Sache zu beklagen sind. Die eigentlichen Neuerer der Kunstkritik sind die großen Meister Berlioz, Wagner und Liszt. Von der Natur-

wissenschaft, welche das Gesetz der Fortbildung auf den Schild erhob und dadurch das starre Dogma von den ewigen, unabänderlichen Regeln stürzte, kam die Anregung zu der Umwandlung des Urteils in ästhetischen Fragen. Zola, Conrad und Julius Hart bemächtigten sich der Bewegung und drängten zu neuem Schaffen. Von den Zurückbleibenden sagt letzterer: „Sie zehren von dem welken Obst des Winters, von den verfrorenen und verdorbenen Früchten des Vorjahres, während schon die neuen Ernten eingebracht sind." Der Verfasser ist für die neue Richtung zuerst in Bremen 1890 eingetreten, er hat dann Ibsen gelegentlich der ersten Noraaufführung in einer Bremer Zeitung verteidigt, was ihm sehr verübelt worden ist. In einem Anhange bringt der Autor einen abfälligen, von falschen Voraussetzungen ausgehenden Bericht einer Dresdener Zeitung über Bräutigams Übersicht über die deutsche Literaturgeschichte von 1880—1902 und zeigt, daß die moderne Kunst immer noch um freies Licht und freie Luft zu kämpfen hat. Das Büchlein liefert einen guten Überblick über die Kunstkritik der Gegenwart und kann mit Recht allen denen empfohlen werden, welche sich über die schwebenden Fragen und die Tendenzen der Führer belehren lassen wollen. Man versieht aus dem Tenor sowie aus dem Inhalte, daß der Verfasser nicht nur ein entschiedener Anhänger sondern auch ein tüchtiger Kenner der Moderne ist und Jahre lang ein ernstes Studium aus ihr gemacht hat.

Pastor **H. Lenk.** Wer war Jesus? Christliche Universalbibliothek Nr. 9—14. Leipzig, Christoph Steffens. 1903 250 S.

Den Lesern dieses Blattes wird das Buch nichts bieten. Ein echter Orthodoxer dürfte aber seine helle Freude daran haben. Denn der Verfasser dieser 68 Kapitel weiß alles ganz genau, z. B. „wie es zugegangen ist, daß sich die von Matthäus, Markus, Lukas und Johannes verfaßten Lebensbeschreibungen Jesu bis auf den heutigen Tag erhalten haben", „wie der Leib Jesu nach seiner Auferstehung beschaffen sein mußte (!)", „wie Jesus zur rechten Hand Gottes gesetzt worden ist" und „was für ein Leben die Anhänger Jesu auf der neuen Erde führen werden". (Überschriften von Kapitel 5, 52, 66, 68). Die Naivität der Betrachtungsweise ist unglaublich: Probleme gibt es nicht und hat es nie gegeben.

Hamburg. Hermann Groos.

Dr. Karl F. A. Lincke, Jesus in Kapernaum. Ein Versuch zur Erklärung des Markus-Evangeliums. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr. 1904. 44 S.

Nach Tertullian begann das Evangelium des Markion mit den Worten: „Im 15. Jahre der Regierung des Kaisers Tiberius kam Jesus von Nazaret herab nach Kapernaum". Diese marionitischen Angaben der Zeit und des Orts sind auch noch bei Lukas erhalten, und bei Markus wird von dem Augenblick an, da Jesus, an dem See Genezareth einherschreitend, die Freunde aus Kapernaum trifft, ein anderer Ton angeschlagen. Die Einleitung, die jetzt den Anfang des Markusevangeliums bildet, hat die ursprünglichen Eingangsworte verdrängt. Kapernaum ist der Schauplatz des Kampfes, den Jesus, begleitet von seinen Getreuen, gegen die Schriftgelehrten von Jerusalem unternahm; Kapernaum ist Jesu Stadt. Die alte, einfache Überlieferung hat von dem Sieg der neuen Lehre in der Schule zu Kapernaum Bericht gegeben, aber auf die Textgestaltung des Markusevangeliums hat die Lukastradition Einfluß gewonnen. Tertullian aber ist ein geschichtlicher Zeuge von dem Fortleben des echten Markusevangeliums in der großen marionitischen Kirchengemeinschaft.

Das Vorwort Linckes erwähnt die neue Erklärung des Markusevangeliums von Wellhausen als grundlegend und betont Kalthoff gegenüber die Notwendigkeit, die geschichtliche Persönlichkeit Jesu auch aus dem Detail der Evangelien zu beweisen. Damit werden auch die einverstanden sein, die etwa den obigen Konstruktionen nicht ohne weiteres zustimmen und von anderen synoptischen Voraussetzungen ausgehen. Daß man in dieser Beziehung anderer Meinung sein kann, zeigt Bolliger in seinem Basler Universitätsprogramm von 1902 über das Markusevangelium. Es muß namentlich darauf hingewiesen werden, daß wir bei Markus wohl die Wirkung der Rede in Kapernaum haben, aber von der Ursache, ihrem Inhalt, nichts zu hören bekommen. Sind bei solchem Tatbestand die obigen Folgerungen wirklich zwingend?

Hamburg. Hermann Groos.

Kant: Naturgesetze, Natur- und Gotteserkennen. Eine Kritik der reinen Vernunft. Von Professor Dr. L. Weis. Berlin, C. A. Schwetschke u. Sohn. 1903. Preis brosch. 3,60 *M.*

Weis findet bei Kant zwei Gedankenreihen, eine negative und eine positive. Einerseits wird in der „Kritik der reinen Vernunft" der Schein erweckt, als ob die Naturgesetze bloße Verstandesgesetze seien. Dahin neigt Kant infolge seiner Kategorienlehre (S. 23 ff.). Allein Weis findet es verkehrt, auf dem transzendentalen Wege Verstandesgesetze a priori aufzusuchen und damit die Erkenntnis der Natur zu begründen, denn wirkliche Erkenntnisse kommen dadurch nicht zu stande, sondern nur durch Erfahrung (S. 38 ff.).

Andererseits behauptet Weis, daß Kant ein Dualist war und eine in ihrer gesetzlichen Bestimmtheit oder in ihrer Natur zu erkennende Außenwelt anerkannte. Er behauptet es „zumal auch seiner Theorie des Himmels wegen und wegen des nachfolgenden bejahenden Teiles seiner Kritik der reinen Vernunft" (S. 105). „Die Welt ist (für Kant) eine Realität, sie reicht so weit als das Gesetz der Schwere reicht und sie hat einen Anfang, da Gott dem kleinsten Element den Stempel seines unendlichen Verstandes aufdrückte" (S. 139).

Der Kantschen Kritik der Gottesbeweise, speziell des physikotheologischen gegenüber, hält Weis noch einen von der Empirie ausgehenden Gottesbeweis aufrecht (S. 148 ff.). Der wertvollste Gottesbeweis ist allerdings der der Moraltheologie (S. 206). Jedoch aus dem moralischen Gesetz in uns wird das Wesen Gottes nicht völlig erkannt (S. 223). „Die praktische Vernunft, welche, wie Kant sagt, den richtigen Gottesbegriff erreichte, erreichte ihn daher, indem sie der Erfahrung, d. i. den sittlichen Forderungen Mosis und Jesu Rechnung trug" (S. 225). Das Verdienst Kants ist daher, die positive Religion als Voraussetzung der Vernunft erkannt zu haben (S. 227).

Ob die Auffassung der philosophischen Positionen Kants die zutreffende ist, kann hier nicht entschieden werden. Das ist eine Kontroverse für die Kantforschung, die in diesen Fragen selbst durchaus noch nicht einig ist. Für den Theologen geht aber doch soviel aus dem Weisschen Buche hervor, daß die Verwertung Kants für die Theologie keineswegs so einfach ist, wie man es heutzutage gern darstellt. Bemerkenswert sind in dieser Hinsicht die Äußerungen über den Neukantianismus (S. 245) und über die Scheidung der Gebiete des Glaubens und Wissens, die man Kant gewöhnlich zuschreibt (S. 252).

Unverkennbar finden sich bei Kant verschiedenartige Ansätze oder Voraussetzungen für den Aufbau der Glaubenslehren, es ist keineswegs ausgemacht, daß von Kant aus nur eine Art von Theologie möglich sei, und man muß sich nur über die Zuversichtlichkeit so mancher Theologen wundern, die mit der Phrase: „Wer seinen Kant gelesen hat . . ." schon alles entschieden zu haben meinen. P. Chr. E.

Gott zur Ehr'. Predigten von Dr. Georg Stuhlfanth. Evangel. Verlag, Heidelberg. Fein geb. 1,20 *M.*

Unsere Pfalz gehört zu denjenigen deutschen Provinzen, aus denen verhältnismäßig die wenigsten literarischen Erzeugnisse kommen. Auch die pfälzische Geistlichkeit ist mit Veröffentlichungen immer sehr zurückhaltend gewesen. Erst in neuerer Zeit ist das ein wenig anders geworden. Mehr als früher begegnet man in den kirchlichen Zeitungen Aufsätzen aus der Feder pfälzischer Geistlicher. Dazu geben der liberale „Wissenschaftliche Predigerverein" und die orthodoxe Pastoralkonferenz monatliche „Mitteilungen" heraus, die sich sehr wohl sehen lassen können. Das vorliegende Büchlein ist das erste pfälzische Predigtwerk. Es enthält elf unter sich nicht zusammenhängende Predigten, die in der Ordnung des Jahres aufeinander folgen. Es ist eine Gelegenheitsschrift, den Ludwigshafener und Landauer Protestanten, unter denen der Verfasser als Stadtvikar wirkte, zugeeignet. Ohne Zweifel werden die Predigten denselben herzlich willkommen sein. Aber auch weiteren Kreisen können sie wohl empfohlen werden. Modern gehalten, wie man das bei einem liberalen jungen Theologen nicht anders erwartet, lebendig, frisch, niemals langweilig, in einzelnen Partien entschieden geistvoll, in allen auf eine umfassende allgemeine Bildung gegründet, werden sie jedem Leser inneren Gewinn bringen, der sich die Mühe nimmt, sich in sie zu vertiefen. Wenn wir in einzelnem mit dem Prediger nicht ganz übereinstimmen, so soll damit kein besonderer Tadel ausgesprochen sein. Bei der fünften Predigt, welche in geistreicher Weise die Feier des Geburtstages des Prinzregenten mit dem Passionsgottesdienst verbindet, ist die Fassung des Themas „Zwei königliche Herren, zwei erste Diener" unseres Erachtens nicht unbedenklich. In der Charfreitagspredigt hätten wir die Fassung der Teile erbaulicher, die Darstellung von Jesu Tod trotz des Markustextes harmonischer gewünscht. Alles in allem aber freuen wir uns des Büchleins herzlich. Auch dem Verlag gebührt Dank für die gute Ausstattung bei überaus billigem Preis. M. in Z.

Eingesandte Literatur.

(Alle eingesandten Bücher werden an dieser Stelle aufgeführt; über die Besprechung nicht verlangter behalten wir uns die Entscheidung vor. Eine Rücksendung kann in keinem Falle erfolgen.)

Hermann Krone — Hier und dort. Betrachtungen in Folgerungen aus dem Diesseits aufs Jenseits. Halle a. S. Otto Hendel.

Prof. D. Kähler: Der gegenwärtige Stand der Theologie. Berlin, Reich Christi-Verlag, 1904. 75 Pfg.

C. A. Friedrich Schmidt: Der Mensch und seine Bestimmung. Eine zeitgemäße Studie. Straßburg i. E. Evangelische Gesellschaft, 1903. 1,80 Mk.

Gustav Koepper, Sekretär der Handwerkskammer in Koblenz: Handwerks Art, Handwerks Recht. Gotha. F. E. Perthes, 1904.

Bibliographie der Theologischen Literatur für das Jahr 1902. Herausgegeben von Prof. Dr. G. Krüger und Lizentiat Dr. W. Köhler in Gießen. 4. Lief. 1903—1904. C. A. Schwetschke u. Sohn, Berlin.

Dr. Hippolyt Walter von Walthoffen: Das Weltproblem und der Weltprozeß. Wien und Leipzig, Wilh. Braumüller. 5 *M.*

Hans Gallwitz: Die Grundlagen der Kirche. Eisenach und Leipzig, Thüringische Verlagsanstalt.

Prof. Dr. Th. Achelis: Abriß der vergleichenden Religionswissenschaften. Sammlung Göschen. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung. 0,80 *M.*

An unsere Mitarbeiter!

Wir bitten unsere Mitarbeiter, die Korrekturen immer direkt an den Verlag zurückzusenden und **das Manuskript wieder beizulegen.** Mit „Korrektur" bezeichnet genügt Drucksachenfrankatur. **Die Redaktion.**

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 14.

Bremen
Berlin.

2. April 1904.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Kirchengemeinde und Streik. — Schweiz. Die Züricher Aufklärungsformulare. — Nachrichten. — Anzeigen.

Kirchengemeinde und Streik.

(Vergl. die Artikel „Krimmitschau" in Nr. 4 und 6.)

Sehr geehrter Herr Kollege!

Sie haben mich aufgefordert, meine Meinung über das Verhalten des Pastors und der amtlichen kirchlichen Organe im Fall eines Streiks auszusprechen.*) Sie gehen dabei von der richtigen Empfindung aus, daß es verhältnismäßig leicht ist, allgemeine Grundsätze über das Verhalten der Kirche zum Streik aufzustellen, daß ernste Schwierigkeiten sich erst bei der praktischen Durchführung im einzelnen Fall ergeben. Diese Schwierigkeiten sind allerdings so groß, daß es nicht möglich ist, eine allgemeingültige Regel zu formulieren. Hier erschüttert ein Streik die ganze Gemeinde, dort bleibt er eine vorübergehende Teilerscheinung. Hier werden sämtliche Lebensinteressen der kleinen Stadt berührt; in der Großstadt ist es möglich, daß ein sozialreformerisch gesinnter Pastor nicht einmal Kunde von einzelnen Arbeitsniederlegungen erhält. Dazu kommen die außerordentlich verschiedenen Äußerungen der Streikbewegung. Bald verläuft sie ruhig, fast unbemerkt; bald zeitigt sie Störungen der öffentlichen Ruhe und Sicherheit. In vielen Gegenden erschweren die konfessionellen Unterschiede eine vorurteilslose Sachkenntnis und Beurteilung. Die Wirkung eines Streiks selbst kann eine vollständig verschiedene sein, je nachdem sein Gebiet großindustrielle oder kleinindustrielle Betriebe umfaßt, oder die Hausindustrie angeht. Damit sind die Schwierigkeiten der Beurteilung keineswegs erschöpft; aber sie allein genügen, vollen Verzicht auf allgemeingültige Anweisung für das Verhalten in Streikfällen zu rechtfertigen. Alle diese Versuche führen in das Gebiet der Kasuistik. Diese ist dem protestantischen Ethiker grundsätzlich versagt. Trotzdem lassen sich wohl gewisse Minimalforderungen nennen, welche meines Erachtens die Kirche des modernen industriellen Zeitalters zu erfüllen hat.

Mancher Pfarrer wird vom Streik überrascht. Nicht in dem Sinne, daß er von Auseinandersetzungen in dem bestimmten Arbeitsbetrieb nichts vernommen hatte, sondern in dem Sinne, daß die gesamte wirtschaftliche Erscheinung des Streiks für ihn etwas so fremdartiges bedeutet, daß er keine sichere Stellung einnehmen kann. Hier liegt ein Fehler. Es rächt sich die Unkenntnis der modernen sozialen Bewegung. Man wird im einzelnen Streikfall seine Stellung ruhiger wahren, und vor allem seinem Gewissen genug tun, wenn man schon längst vorher mit den wirtschaftlichen Verhältnissen, die einen Streik bedingen, bekannt ist. Die Kenntnis der Gesetzgebung, die Kenntnis der Rechtslage erleichtert den Überblick. Wer z. B. weiß, daß das Streikpostenstehen ein rechtlich anerkanntes Mittel der Arbeiterorganisationen ist, wird in seinem sittlichen Urteil wesentlich beeinflußt sein. Das Zunehmen der Ärztestreiks öffnet den weitesten Kreisen die Augen für die neuen Probleme. Deshalb ist unsere stetig wiederholte Forderung eingehender Kenntnis der modernen sozialen Bewegung keine akademische Liebhaberei, sondern praktische Notwendigkeit. Ich rechne dazu nicht nur Kenntnis der Arbeiterrechte und der Arbeiterverhältnisse, sondern ebenso notwendig einen Einblick in die Welt der industriellen Organisation und die Gesetze der Kapitalbildung. Die moderne volkswirtschaftliche Struktur muß uns in den Grundzügen geläufig sein, wollen wir — weniger für die Gegenwart, als für die Zukunft — unsern Mann stellen. Ein direktes Eingreifen in Vorverhandlungen möchte ich nicht empfehlen. Die kirchlichen Organe werden auf dem Standpunkte stehen, daß der Streik zwar ein gesetzlich und sittlich erlaubtes Mittel ist, Forderungen durchzusetzen, daß er aber stets eine zweischneidige Waffe bleibt. Wichtiger ist es, durch Eintreten für soziale Reformarbeit den Streik verhüten, bezw. unmöglich machen, als in ein Rechtsverfahren einigender oder schiedsrichterlicher Art sich einzulassen. So ist es Pflicht kirchlicher Verwaltungen, in ihrem eigenen Betrieb die Arbeitsbedingungen mustergültig zu gestalten. Bei etwaigen Bauten muß das Augenmerk kirchlicher Behörden auch auf die nötige Fürsorge für die Bauarbeiter gerichtet werden. Daß z. B. ein kirchliches Gebäude im Streikfall einheimischer Arbeiter durch ausländische Arbeitskräfte erbaut wird, ist ein schlechtes Verfahren.

Während eines Streiks halte ich strengste Unparteilichkeit für allgemeine Pflicht. Ausgesprochenes Parteiergreifen dürfte nur erlaubt sein, wenn das Recht klar und unwidersprochen auf einer Seite liegt. Sonst handelt es sich um Ausfechtung eines organisierten Kampfs zwischen zwei Parteien. Dabei hat die Kirchengemeinde nur die Aufgabe, die im Kampf gebrauchten Mittel zu versittlichen. Mit welchen Mitteln dies versucht wird, bleibt dem Takt und dem Gewissen des Handelnden überlassen. Selbstverständliche Pflicht wird es sein, gerade in solchen Zeiten die Forderungen der Gerechtigkeit und Menschenachtung, der Ordnung und des Rechts, des kulturellen Fortschritts und der öffentlichen Wahrhaftigkeit doppelt scharf zu betonen. Die Predigt wird nicht immer an der Tatsache des Streiks vorbeigehen können. Seine Behandlung muß aber in derselben geistigen Höhenlage erfolgen, wie die Besprechung der Wahlen in Robertsons Predigten, wobei er seine eigenen politischen Anschauungen vollständig unberücksichtigt ließ, und nur die großen Gesichtspunkte für die verantwortliche Entscheidung hervorhob. Infolge von Streiks mag es zu Machtüberschreitungen kommen. Die politische Gewalt kann eingreifen; die Masse kann überschäumen. In solchen Fällen wird es Sache pflichtmäßiger Überlegung sein, wie weit in öffentlicher Erklärung die kirchlichen Organe sich gegen solche Machtüberschreitung auszusprechen haben. Ich denke an die mannhafte Erklärung der fünf Geistlichen in Güstrow aus dem Jahre 1895 und an die im Krimmitschauer Streik erhobene Forderung eines Protestes gegen die Versammlungs- und Weihnachtsfeier-Verbote. Diese Schritte sind stets von örtlichen, zeitlichen und persönlichen Verhältnissen abhängig. Allgemeine Normen lassen sich nicht geben. Beruhigend wirkt immer sympathische Objektivität. Eine einzige Feststellung, wie die von Amtsrichter Kayser in Krimmitschau, daß in den 50 Fällen, in denen es zu einer Verurteilung während des Streiks kam, in keinem einzigen Fall eine tätliche Beleidigung Gegenstand der

*) Es handelt sich also nicht um die Frage was der einzelne Christ oder der Pfarrer als Bürger in Streikfällen tun soll.

Anklage gewesen sei, wirkt mehr, wie alle Sympathieerklärungen.

Nach dem Streik haben die kirchlichen Organe die Hände voll zu tun. Sie müssen verhindern, daß der Teil, der verloren hat, nicht im Übermut noch mehr unterdrückt wird. Die Wunden, die der Streik selbst schlägt, sind oft gering gegenüber den Wunden, die nach dem Streik geschlagen werden. Menschen, die gekämpft haben, für immer und in jedem gleichen Betrieb, ja am Ende überhaupt in jedem industriellen Unternehmen, von jeder Arbeit auszusperren, ist eine Handlung, gegen welche die Kirche ihren energischen Protest zu erheben hat. Wie sie eine Ausbeutung des Sieges gegenüber den Unternehmern zurückzuweisen hat, ebenso gegenüber den Arbeitern. Ist der Kampf zu Ende, so hat die Kirche als Macht des Friedens und der Billigkeit volle Arbeit zu tun.

Das alles wollen nur bescheidene Bemerkungen sein. Die Fragen sind zu ernst und zu verwickelt, als daß man darüber in sicherem Selbstbewußtsein urteilen könnte. Jedes Urteil wird schließlich gemessen an der Gewissenhaftigkeit und der guten Absicht dessen, der es fällt.

In aufrichtiger Hochachtung

Dortmund. Ihr ergebener Traub.

Schweiz.

Die Züricher Aufklärungsformulare.

Die Kirchenpflege der alt- und christkatholischen Gemeinde Zürich läßt seit einigen Jahren an erwachsene Katholiken, die sich in Zürich niederlassen, sogenannte Aufklärungsformulare versenden, in denen die Unterscheidungslehren zwischen Christkatholischen und Römischkatholischen dargelegt sind. Daß dies den römischen Geistlichen Zürichs mißfällt, läßt sich verstehen; weniger, daß sie, die auf jedmögliche Weise Propaganda treiben, sich an die Regierung mit dem Ersuchen wandten, „es möge der altkatholischen Gemeinde Zürich eine Warnung dahin erteilt werden, daß sie in Zukunft nicht mehr Angehörige der römischkatholischen Kirche mit solchen Zirkularen belästige"; und sehr gut wiederum, daß die Regierung des Kantons die Petenten abgewiesen hat. Wohin sollte es auch führen, wenn sich die weltliche Regierung in den Streit der kirchlichen Parteien einmischte und die Frage untersuchte, ob die Behauptung, „die Altkatholiken störten mit ihren Zirkularen den konfessionellen Frieden", begründet sei oder nicht? Dazu hat es etwas Urkomisches, wenn die überall streitsüchtigen Vertreter der ecclesia militans — dem Frieden das Wort reden. Nichtsdestoweniger verstanden sich die Altkatholischen zu einigen Milderungen ihres Zirkulars, indem sie nur die wesentlichen Unterschiede zwischen ihnen und den Römischkatholischen rein objektiv darstellten. Aber auch mit dieser Formulierung gaben sich die Beschwerdeführer nicht zufrieden; sie rekurrierten, von der Regierung des Kantons Zürich von neuem zurückgewiesen, an den Bundesrat. Der forderte nunmehr jene zur Berichterstattung auf. Dieselbe fiel so aus, wie sich erwarten ließ. „Wenn durch die Versendung des beanstandeten Zirkulars der öffentliche konfessionelle Friede in Zürich gestört worden wäre, so hätte dies ganz zweifellos in der Presse seinen Ausdruck gefunden; die Rekurrenten sind aber schwerlich in der Lage, eine öffentliche Zeitung aus den Jahren 1901, 1902 und 1903 zu produzieren, in welcher über Störung des konfessionellen Friedens durch jenes (zweite) Zirkular geklagt worden wäre; sie haben überhaupt keinen Beweis für ihre Behauptung beigebracht." In diesem Sinne hat nun auch der Bundesrat geurteilt: „Der Beschwerde wird keine weitere Folge gegeben."

„Der Katholik", Organ der Altkatholischen in der Schweiz seit 26 Jahren, schließt sein Referat über die Angelegenheit etwas boshaft, aber gerecht: „Wir wollen nun aber auch den Römischen entgegenkommen, indem wir feierlich erklären, daß wir keine Einwendung dagegen erheben, daß auch sie ein solches Aufklärungszirkular erlassen. Darin wären etwa folgende Sätze aufzunehmen: Wir glauben, daß der Papst unfehlbar ist, freilich ohne sagen zu können, wo und wie und wann er diese Eigenschaft bekommt. Wir glauben, daß der Papst über alle Kirchen und alle Gläubigen unbegrenzte Machtvollkommenheit besitzt und daher Lebenden und Verstorbenen vollkommene und unvollkommene Ablässe in unbeschränkter Zahl spenden kann. Das Cölibat ist eine jedem römischen Katholiken teure Einrichtung, ebenso der Beichtzwang. Es macht uns unsägliches Vergnügen, nach altjüdischer Weise zwischen erlaubten und unerlaubten Speisen unterscheiden zu dürfen; an gewissen Tagen nur Fisch und Nudeln zu essen, betrachten wir als ein sehr gutes Werk. Der Rosenkranz ist ein Gebet, das ganz und gar der Weisung des Herrn entspricht: „ihr sollt nicht viele Worte machen". Darum hat der selige Papst Leo XIII. etwa zwanzig Rosenkranzbullen erlassen und diese Gebetsweise wieder überall eingeführt. Es ist uns gewiß, daß die Madonna in Lourdes erschienen ist und daß das dortige Wasser Wunder wirkt. Ebenso zweifeln wir nicht daran, daß die Mitra des heiligen Januaris, dessen Blut jährlich einmal flüssig wird, Kranke gesund machen kann, obwohl sich Leo XIII. diese Reliquie umsonst aufsetzen ließ. Da der Papst der Statthalter Gottes ist, können selbstverständlich nur diejenigen selig werden, die päpstlich gesinnt sind. Die zwangsweisen Bekehrungen auf dem Krankenbett sind daher für die Betreffenden ebenso große Wohltaten, wie einst die weisen Maßregeln der Inquisition, die die Ketzer auch nach ihrer Bekehrung verbrannten, damit sie nicht wieder abfielen und so doch noch schließlich in die Hölle kämen. Den kränkenden Vorwurf, daß das römische System auf Erfindungen und Fälschungen beruhe, weisen wir entschieden zurück. Da der Papst unfehlbar ist, verhält es sich in allen religiösen und kirchlichen Dingen genau so, wie der Papst sagt. Wir machen daher unseren Angehörigen zur Gewissenspflicht, nichts anderes zu lesen und zu hören, als was päpstlich approbiert ist; namentlich empfehlen wir die gute, d. h. die päpstliche Presse, und erklären es als Sünde, die schlechte, d. h. die liberale Presse, zu unterstützen. Weiterer Aufklärung bedürfen gute Katholiken nicht."

Vielleicht findet die römische Vorsteherschaft in Zürich, daß sie sich mit Nutzen des vorstehenden Entwurfes zu einem „Aufklärungszirkular" bedienen könne. Wir empfehlen denselben zur geneigten Berücksichtigung. —

Nachrichten.

Allgemeines.

Deutsches Schulwesen im Auslande beschreibt das „Handbuch des Deutschtums im Auslande", herausgegeben vom „Allgemeinen Deutschen Schulverein". 29 Millionen Deutsche wohnen im Auslande und zwar in Österreich 9 400 000, Ungarn 2 150 000, Schweiz 2 320 000, Rußland 2 000 000, Luxemburg 225 000, Frankreich, Belgien und Großbritannien je 100 000, Dänemark, Holland, Italien, Rumänien je 50 000, Bosnien 30 000, Türkei 15 000, Serbien 7000, Schweden 5000, Bulgarien 4000, Spanien 3000, Norwegen 2100, Griechenland 1000, Portugal 1000, Nordamerika 11 000 000, Mittel- und Südamerika 600 000, Australien und Ozeanien über 100 000, Afrika 100 000, Asien nicht ganz 100 000. — Unter diesen gibt es 14 000 deutsche Auslandschulen, die verteilt sind: Rumänien 34, Türkei 12, Serbien 2, Bulgarien 4, Griechenland 1, Dänemark 4, Großbritannien 12, Holland 4, Belgien 6, Frankreich 2, Italien 14, Spanien 4, Portugal 4, Mexico 1, Kuba 1, Guatemala 1, Chile 43, Argentinien 36, Venezuela, Peru, Uruguay, Paraguay 10, Australien 70, Afrika 48, Asien (Ost) 17. In Brasilien sind mehrere Hundert oft nur ganz kleine

Schulen. In Nordamerika ist die Zählung unmöglich; genannt werden 432 katholische Kirchenschulen, die deutsche evangelische Synode mit 113, die lutherischen mit mehr als 3000.

Zum Einzelkelch haben es nun doch einige Orthodoxe nicht lassen können, dogmatische, biblische und soziale (!!— wie können die aufkommen, wenn die Kirche einfach eine Anzahl Kelche anschafft und für alle gleich zur Verfügung stellt, und eigene Kelche, bei denen dann Material und Kunstgeschmack Unterschiede schaffen würden, einfach nicht zuläßt, oder auch für den Gebrauch eine Form und ein billiges Material vorschreibt!) Bedenken geltend zu machen, und der ganzen Sache eine kirchenpolitische Wendung zu geben. Der positive Parochialverein von Lazarus in Berlin hat sich sogar an die Positiven gegen die Liberalen gewendet in einer langen Sitzung zum Schutz des Gesamtkelches. Solche Vereine hätten wahrlich augenblicklich wichtigeres zu tun, und wir können versichern, daß ganz liberale Männer, Pastoren und Laien, für den Einzelkelch durchaus nicht begeistert sind. Erfreulich sind die Zeilen von Josephson-Bremen in der „Reformation" Nr. 13: „Zum Schluß die herzliche Bitte an alle „positiven" Glaubens- und Gesinnungsgenossen, diese Frage nicht als eine Parteifrage anzusehen. Sie ist es nicht und will es nicht sein und braucht es nicht zu sein!" — Ganz unsere Meinung.

Wider den Satan soll eine „Lutherische Rundschau" von Pastor W. Quistorp in Schwerinsburg bei Löwitz in Vorpommern als ein Monatsblatt für Wahrheit, Recht und Freiheit (das Zentrum kämpft für „Wahrheit, Freiheit und Recht" — Gleiche Brüder — gleiche . . . .) erscheinen, denn die „Chronik des Chr. W." Nr. 13 entnimmt einem Inserat im „Rchsb." 63 folgenden Satz: Es fehlt ein Blatt, welches die moderne Lehrentwicklung in der Theologie seit Kant und Schleiermacher . . . als satanischen Betrug bekämpft." Das kann ja gut werden!

Zu **Generalsuperintendenten** sind bestimmt für Schlesien Konsistorialrat und Domprediger Nottebohm in Magdeburg, für Pommern an Stelle des zurücktretenden D. Pötter Konsistorialrat Büchsel in Münster.

Römisches.

Römische „Geschichte". Es hatten sich Differenzen ergeben über die Anzahl der Päpste. Früher rechnete man offiziell in Rom 263, jetzt führt das neueste Verzeichnis auf Grund von Forschungen des Abbé Duchesne 258 auf. Nicht alle Ergebnisse Duchesnes hat man aufgenommen, weil, wie es nach der „Chronik der christl. W.", Nr. 13, in der Vorbemerkung heißt, die Frage der rechtmäßigen Päpste von Duchesne „nur nach geschichtlichem Kriterien gelöst werde, während zu unserem Zweck gleicherweise die kanonischen und theologischen Kriterien maßgebend sein müssen". D. h. gut deutsch: Geschehen ist nicht nur das, was man nachweisen, belegen oder durch historische Annahmen erschließen kann (das wäre protestantisch), sondern auch das, was man für den katholischen Glauben und die Aufrechterhaltung der Unfehlbarkeit braucht. (Das ist katholisch.)

Dasbach und Graf Hoensbroech. Unsere Leser entsinnen sich, daß Graf Hoensbroech sich erbot, den Preis Dasbachs 2000 Mk. zu gewinnen, den jener für den ausgeboten hatte, der nachweise, daß der Satz „der Zweck heiligt die Mittel" in Schriften der Jesuiten sich finde. Nach der „Allg. luth. Kztg." hat Graf Hoensbroech auf seine Anfrage vom 5. Februar, ob Dasbach bereit sei, die Sache am 16. Februar vor dem Trierischen Landgericht zu verhandeln, zur Antwort bekommen: Dasbach wünsche baldigste Entscheidung, Reichs- und Landtagsverhandlungen hinderten ihn jetzt, er stelle sich für die Osterferien der Parlamente zur Verfügung. So wurde der Termin auf den 31. Mai verlegt. Aber schon am 9. Februar erklärte Dasbach, er brauche für die Beschaffung des Materials zwei Jahre und bitte um Verlegung des Termins auf den 16. Februar 1906! — Ein Satyrspiel, in dem wohl jedem klar ist, wer die komische Figur macht.

Die **famiglia pontificia**, d. h. alle Personen, die zur Umgebung des Papstes gehören und also auch in irgend welchem Maße „das bittere Brot seiner Gefangenschaft" teilen, zählt nach der „Germania" 3168 Personen. Mögen unsere Leser nach der Zusammenstellung der „Kirchl. Blätter a. d. ev. Landeskirche Augsb. Bek. i. d. siebenbürg. Landesteilen Ungarns" (einem Blatt, das wir dem, der sich für das Deutschtum in Siebenbürgen interessiert, bestens empfehlen können, Verlag von W. Krafft, Herrmannstadt, Preis 6 Mk. jährlich, wir zitieren „Kirchl. Bl.") einen Blick in dies bunte Gewimmel tun. 2656 gehören dem geistlichen und 517 dem weltlichen Stande an. Von ersteren befinden sich 73 in beständigem Dienste, von letzteren 69. Geistliche Mitglieder der päpstlichen Familie sind: 4 palatinische Kardinäle, 4 palatinische Prälaten, 998 Hausprälaten (davon 147 Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe und Thronassistenten, 316 apostolische Protonotare, 10 Auditoren der Rota Romana, 9 Prälaten der apostolischen Kammer, 16 Prälaten „Abbreviatoren des Parco Maggiore", 65 Prälaten-Referendare der Segnatur der Justiz, 435 gewöhnliche Hausprälaten), 9 wirkliche Geheime Kämmerer, 763 überzählige, 5 päpstliche Zeremoniare, 7 überzählige, 431 Ehrenkämmerer, 215 Ehrenkämmerer „extra urbem", 7 Geheimkapläne, 87 Geheime Ehrenkapläne, 96 Ehrenkapläne „extra urbem", 2 Geheime Kleriker, 6 „gemeine" Kapläne, 12 überzählige. Außerdem: Der Sakristan Sr. Heiligkeit, der Sekretär der Zeremonialkongregation, der Beichtvater Sr. Heiligkeit, der apostolische Prediger (Kapuziner), der Untersakristan. — Weltliche Mitglieder sind: 7 wirkliche Geheime Kämmerer, (Magister des geheiligten Hospizes, Oberintendant der apostolischen Paläste mit Coadjutor, Oberstallmeister mit Coadjutor, Reisemarschall und Träger der goldenen Rose), 4 Geheime Kämmerer di numero (welche auch während einer Sedisvakanz im Dienste verbleiben), 353 überzählige, 5 Ehrenkämmerer di numero, 46 überzählige, also zusammen 415 weltliche Kämmerer. Dazu kommen: 6 Substituten der Prälaten des Parco Maggiore (Laien), 1 überzähliger, 18 Bussolanten, 13 überzählige, Kommandant und Oberoffiziere der Nobelgarde 47 Personen, Stab der Schweizergarde 4 Personen, Stab der palatinischen Ehrengarde 9 Personen, 1 Kammeradjutant (der vielgenannte Pio Centra), 1 Geheimer Vorschreiber, der Leibarzt und endlich der Chirurg.

Ausland.

Statistik der evangelischen Bewegung in Österreich. In einem Erlasse vom 18. Februar d. J. veröffentlicht der k. k. Oberkirchenrat in Wien die amtliche Übersicht über die Übertrittsbewegung im zweiten Halbjahre 1903.

Übergetreten zur ev. Kirche A. B. sind darnach aus der röm.-kath. Kirche 681 Männer, 687 Frauen, 334 Kinder unter sieben Jahren, zusammen 1702, aus anderen Bekenntnissen 162, insgesamt 1864 Personen. Der ev. Kirche H. B. traten bei 94 Männer, 131 Frauen, 20 Kinder, zusammen 245 aus der römischen Kirche, 67 aus anderen Bekenntnissen, insgesamt 312 Personen. Somit sind im zweiten Halbjahr 1903 zur ev. Kirche A. B. und H. B. 2176 Personen, davon 1947 aus der römisch-katholischen Kirche übergetreten.

Ausgetreten sind aus der ev. Kirche A. B. in die röm.-kath. Kirche 340, zu anderen Bekenntnissen 26, zusammen 366 Personen. Aus der ev. Kirche H. B. traten der röm.-kath. Kirche bei 132, anderen Bekenntnissen 28, insgesamt verlor sie 160 Personen. Der Gesamtverlust der ev. Kirche A. B. und H. B. beträgt demnach 526 Personen, von denen 472 römisch-katholisch wurden.

Das zweite Halbjahr 1903 brachte somit der ev. Kirche einen Zuwachs von 1650, der röm.-kath. Kirche gegenüber von 1475 Seelen.

Im ganzen Jahre 1903 sind 4510 Übertritte zur ev. Kirche A. B. und H. B. zu verzeichnen; davon entfallen 4056 auf die röm. Kirche. Austritte erfolgten 1036, davon 937 in die röm. Kirche. Die ev. Kirche wuchs demnach im abgelaufenen Jahre um 3474, im Verhältnis zur röm. Kirche um 3119 Seelen.

Die statistische Übersicht über die letzten fünf Jahre ist folgende:

	1899	1900	1901	1902	1903	Zus.
Übertritte zur ev. Kirche A. B. u. H. B.	6385	5058	6639	4624	4510	27216
davon aus der römischen Kirche	6047	4699	6299	4247	4056	25348
Austritte aus der ev. Kirche A. B. u. H. B.	765	813	917	1078	1036	4609
davon in die römische Kirche	675	705	830	937	937	4084
Zuwachs für beide ev. Kirchen	5620	4245	5722	3546	3474	22607
u. speziell im Verhältnis z. röm. Kirche	5372	3994	5469	3310	3119	21264

(Schweiz.) Gegen den Geschäftskatholizismus eifert in einem speziellen Erlaß der Bischof Augustin Egger in St. Gallen. Er sagt unter anderem: In das Kapitel des Geschäftskatholizismus „gehören mancherlei Praktiken, mit denen Geld gesammelt wird. Eine derselben, und zwar eine recht anstößige, besteht darin, daß Quittungen und Gebetserhörungen mit einander verquickt werden." Und dann zitiert er den „Katholik" von Mainz, in dem es heißt: „Noch wäre ein langes Kapitel einzuhalten über ungesunde Erbauungsliteratur, Gebetszettelunfug, Gebetsheilungen, Antoniusbriefchen, Devotionalienunfug, Bildervertrieb für Kirchenbauten, Hausierhandel und Versandgeschäft mit Hausegen, Devotionalienhandel mit Provision für kirchliche Zwecke, Hydra-, Schneeball- und Lawinensystem, interkonfessionellen Geschäftsbetrieb, jüdische Devotionalienhändler, Mißbrauch päpstlicher Auszeichnungen usw. Seit Jahren bin ich den Schleichwegen der unsauberen Industrie etwas nachgegangen und habe die Kunstgriffe und Geschäftskniffe industriöser Händler registriert. Auf Grund meiner Buchführung bin ich im stande, über das Raffinement gewisser Geschäftsleute etwas Licht zu verbreiten. Der unter dem Volk angerichtete materielle Schaden ist riesig. Die ergatterten Summen sind beträchtlich. Auch die Schädigung auf geistigem Gebiet ist nicht gering anzuschlagen. Die schärfsten Maßnahmen wären am Platz, weil der Einzelne der Überrumpelung sich kaum erwehren kann." Gleichzeitig beschloß der Regierungsrat des Kantons Schwyz einstimmig beim Bischof von Chur wegen des Ablaßhandels des Institutes „Bethlehem" bei Immensen vorstellig zu werden. E.

— In Zürich starb in bestem Mannesalter einer der verdienstvollsten schweizerischen Pfarrer D. F. Meili. Aus einem Handwerkerhause hervorgegangen, hat er sich zu den Füßen Biedermanns, A. Schweitzers und Volkmars zu dem wahrhaft freisinnigen Manne und Theologen ausgewachsen, den Objektivität und Duldsamkeit in hervorragendem Maße schmückten. Wo er die Hand anlegte, als Pfarrer, Dozent, Herausgeber seiner rühmlich bekannten Zeitschrift, als Turninspektor, überall hat er hervorragendes geleistet. Mit seinem einem Auge (das andere hatte er durch einen Unglücksfall verloren) ist er ein weithin Sehender gewesen, in all seiner Bescheidenheit und Stille ein weithin Wirkender. Er hätte noch viel schaffen können. Aber jetzt hat ihn eine kurze, schwere Krankheit, erst 52jährig, dahingerafft. Das empfinden auch wir, seine Gesinnungsgenossen im Deutschen Reich, als einen schmerzlichen Verlust. Wir haben mit den schweizerischen Freunden im Geiste unter der außerordentlich großen Zahl der Leidtragenden gestanden, die seine Bestattung zu solch ehrendem Zeugnis über den Geschiedenen gestalteten.

Montag, den 11. April,
abends 8 Uhr,
im großen Saale des Gewerbehauses zu Bremen:
Vortrag
des k. russ. u. s. bulg. Hauptmanns a. D. **Stefanowitsch** über:
„Die Stundisten".
Zutritt frei. Kollekte für die ev. Arbeit unter den Stundisten.

Der hochverehrten **Geistlichkeit von Bremen und Umgegend** die ganz ergebenste Mitteilung, daß ich mich als

Orgelbauer

hier niedergelassen habe. Alle Arbeiten, wie **Neubauten, Umbauten, Reparaturen** und **Stimmungen** werden bei gewissenhafter Ausführung billigst berechnet.

Ernst Gehlhar,
Bremen
Wilhelmstr. 34.

Schlesischer Dominialarbeiter, evang. Deutsch-Ungar, nicht naturalisiert, Witwer, 3 Kinder, muß nach Ungarn zurück. Um Beihilfen zum Reisegelde bittet Pastor Borchert, Lähn (Schlesien).

Junger Glaube
Eine Sammlung von Kinder- und Jugendpredigten
herausgegeben von
Pastor **R. Emde** zu Bremen-Hastedt.
Preis brosch. 1.25 Mk., elegant geb. 2.25 Mk.
Die Sammlung enthält 25 Predigten von namhaften liberalen Kanzelrednern. Sie will zeigen, wie undogmatisches Christentum in unseren Tagen jungen Herzen von der Kanzel aus nahe gebracht werden kann.
Das Buch ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.
Bremen. **Verlag von Carl Schünemann.**

Technikum Altenburg S.-A.
für **Maschinenbau** und **Elektrotechnik.**
Lehrwerkstätte. — Programme frei.
Staatsaufsicht.

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin 219, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

Süße
Messina-Apfelsinen
per Originalkiste 100 Stück Ia. 5 ℳ, 200 Stück 9 ℳ; 150 Stück mittelgroß 5 ℳ, 300 Stück 9 ℳ; **Blutapfelsinen** 1 ℳ mehr; Postkorb (10 Pfund) 2,50 ℳ, Blut- 3 ℳ; Postkörbe franko; geringere Sorten billiger, versendet
Aug. Ahrens,
Südfrucht engros,
Hamburg, Deichstraße 12.

S. Roeder's Bremer Börsenfeder.

Anerkannt beste Schreibfeder.
Ueberall zu haben; jedoch nur echt mit dem Namen: **Roeder.**

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.